

Helmut **Krätzl**

Meine Kirche im Licht der Päpste

Von Pius XII.
bis Franziskus



TYROLIA

Helmut Krätzl
Meine Kirche im Licht der Päpste



Helmut **Krätzl**

Meine Kirche im Licht der Päpste

Von Pius XII.
bis Franziskus

Mit Beiträgen von Hubert Gaisbauer,
Karl-Josef Rauber, Alfons Nossol und
Ivo Fürer

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Bildnachweis:

Archiv Helmut Krätzl: S. 100 unten, 104, 108 unten, 111 unten

Archiv Verlagsanstalt Tyrolia: S. 11, 31, 51, 79, 87, 97–99, 100 oben, 101–103, 105–107, 108 oben, 109–110

Kathbild.at / Christoph Hurnaus: S. 139, 177

Wikimedia Alfredo Borba: S. 112

Wikimedia Ricardo Stuckert/PR-Agencia Brasil: S. 111 oben

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

© 2016 Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Umschlaggestaltung: stadthaus 38, Innsbruck

Layout und digitale Gestaltung: Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Lithografie: Artolitho, Lavis (I)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck (D)

ISBN 978-3-7022-3554-3

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

Inhalt

Vorwort	7
Pius XII.	11
Der Papst, mit dem die „pianische“ Ära endete	
Johannes XXIII.	31
Der Papst, der die Tore der Kirche weit öffnete	
<i>Hubert Gaisbauer über den „papa buono“</i>	45
Paul VI.	51
Der Papst, der das Konzil rettete und mehr als nur der „Pillenpapst“ war	
<i>Wie Kardinal Karl-Josef Rauber Papst Paul VI. erlebte</i>	73
Johannes Paul I.	79
Der Papst, der bis zum letzten Herzschlag lächelte	
Johannes Paul II.	87
Der Papst, der weltbewegend nach außen wirkte, sich aber um die innerkirchliche Erneuerung zu wenig mühte	
<i>Wie Bischof Alfons Nossol den ersten Kontakt mit Karol Wojtyła knüpfte</i>	88
<i>Die Gruppe von St. Gallen sucht Alternative zu Ratzinger (Bischof Ivo Fürer)</i>	134

Benedikt XVI.	139
Der Papst, der sich um die Einheit von Glaube und Vernunft bemühte	
Franziskus	177
Der Papst, der die Kirche zu neuem Aufbruch verpflichtet	
Anmerkungen	197
Literaturverzeichnis	205
Personenregister	207

Vorwort

Am 29. Juni 2014 feierte ich mein Diamantenes Priesterjubiläum. Bei der Dankmesse hielt ich selbst die Predigt. Ich dachte dabei an die Päpste, die ich in meinen 60 Priesterjahren erlebt hatte, von Pius XII. bis zum jetzigen Papst Franziskus. Im Hinblick auf meinen 85. Geburtstag am 23. Oktober 2016 und mein 40-jähriges Bischofsjubiläum am 20. November 2017 wollte ich nun diese Erinnerungen in einem Buch vertiefen. In den letzten Jahren sind mehrere Bücher über die letzten Päpste erschienen. Allen voran porträtierte Marco Politi, wohl einer der besten Vatikaner, sehr ausführlich und kritisch Benedikt XVI. und zusammen mit Carl Bernstein Johannes Paul II., zuletzt sogar etwas sorgenvoll Papst Franziskus in seinem Buch „Franziskus unter Wölfen“. Alle sieben Päpste beschrieb in sehr persönlicher Weise der Schweizer Theologe Hans Küng. Der Kirchenhistoriker Jörg Ernesti schrieb eine sehr profunde Biographie von Paul VI., und Josef Gelmi stellte Franziskus als „Gegenbild zur Vergangenheit“ hin. Man warnte mich, im Kreise dieser prominenten Autoren noch ein Buch über die letzten Päpste zu schreiben. Ich glaube aber, aus meinen sehr persönlichen Begegnungen mit einigen dieser Päpste und aus der langjährigen Erfahrung in der Bischofskonferenz über die Päpste, die ich erlebt habe, und vor allem über das Verhältnis der einzelnen Päpste zur Kirche in Österreich doch einige Ergänzungen geben zu können.

Bei den Recherchen für dieses Buch kam mir der Gedanke, auch andere Zeitzeugen aus meinem Bekanntenkreis zu Wort kommen zu lassen. Hubert Gaisbauer, mit dem ich schon einige Bücher gemeinsam gestalten durfte, bat ich, über Johannes XXIII. etwas zu schreiben. Er hat selbst schon zwei sehr eindrucksvolle Bücher über ihn verfasst und ergänzt in seiner bilderreichen Sprache meine Darlegungen. Überdies hatte er bis knapp vor dessen Tod persönlichen Kontakt zu Kardinal Loris F. Capovilla, dem ehemaligen Sekretär von Johannes XXIII., gehalten.

Persönliche Erinnerungen an Paul VI. erbat ich von Kardinal Karl-Josef Rauber. Wir hatten gemeinsam Kirchenrecht in Rom studiert. Er schlug dann die diplomatische Laufbahn ein und war Sekretär von Erzbischof Giovanni Benelli, der eine wesentliche Rolle im Pontifikat von Paul VI. gespielt hat.

Wie ein polnischer Bischof die Auswirkung der Regentschaft von Johannes Paul II. auf Polen und die Weltkirche sieht, habe ich Alfons Nossol, den ehemaligen Bischof von Oppeln, gefragt. Uns verbindet eine lange gute Freundschaft.

Wie durch Zufall erfuhr ich, dass sich um Kardinal Carlo Martini, dem ehemaligen Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen, und dem Generalsekretär dieses Rates Ivo Führer ein Bischofskreis gebildet hatte, der zuerst Wege zu einer Beschleunigung notwendiger Erneuerungen in der Kirche suchte und sich gegen Ende des Pontifikates von Johannes Paul II. Gedanken über einen geeigneten Nachfolger machte. Ivo Führer, der spätere Bischof von St. Gallen, ist ebenfalls ein Studienkollege von mir in Rom, und ich bat ihn, mir Informationen über diesen Bischofskreis in St. Gallen zukommen zu lassen. Er schickte mir ein sehr interessantes Dossier mit der Genehmigung, es in diesem Buch zu veröffentlichen. Der St.

Gallener Kreis hat damals eine Alternative zu Joseph Ratzinger gesucht, der im Konklave nach dem Tod von Johannes Paul II. eine starke Gruppe hinter sich hatte.

Was ich in 62 Priesterjahren und 40 Bischofsjahren in der Kirche erleben durfte, erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Den Weg der Kirche jetzt unter Papst Franziskus möchte ich in großer innerer Anteilnahme mit meinen Gebeten begleiten und vielleicht noch auf mancherlei Weise Menschen, besonders Jugendlichen, Freude an dieser Kirche vermitteln und Mut machen, sich für sie einzusetzen. Ich würde mich freuen, wenn auch dieses Buch dazu verhilft.

Wien, im September 2016

Helmut Krätzl

Pius XII.**Eugenio Pacelli**

2. März 1876	Geboren in Rom
2. April 1899	Priesterweihe
1901	Promotion zum Dr. theol.
1902	Promotion zum Dr. iur. can.
1903–1917	Diverse Aufgaben an der Kurie und Lehrtätigkeit an den päpstlichen Universitäten und Akademien
1917–1929	Nuntius in Deutschland mit Sitz zunächst in München, ab 1925 in Berlin
13. Mai 1917	Weihe zum Titularerzbischof von Sardes
16. Dezember 1929	Erhebung zum Kardinal
7. Februar 1930	Ernennung zum Kardinalstaatssekretär durch Papst Pius XI.
5. Juni 1933	Konkordat mit der Republik Österreich
8. Juli	Reichskonkordat mit der nationalsozialistischen Regierung Deutschlands
2. März 1939	Wahl zum Papst
1. November 1950	Proklamation des Dogmas von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel
9. Oktober 1958	Gestorben in Castel Gandolfo



Pius XII. 1939–1958

Der Papst, mit dem die „pianische“ Ära endete

Pius XII. war der erste Papst, den ich bewusst erlebte, und er prägte auch mein erstes Kirchenbild.

Eine machtvolle Kirche, die mich begeisterte

Unter dem Pontifikat von Pius XII. bin ich in eine sehr lebendige Pfarrgemeinde hineingewachsen. Es war dies St. Ulrich im 7. Wiener Gemeindebezirk, damals von den Steyler Missionaren aus St. Gabriel bei Wien geleitet. In dieser Pfarre wurde ich getauft, lernte ministrieren, und es entstand eine tiefe Liebe zur Eucharistie. Und das in der Zeit des Nationalsozialismus mit oft massivem Druck von außen. Aber gerade das verstärkte bei uns Jugendlichen die Beziehung zur Kirche.

Später imponierte mir, wie machtvoll die Kirche nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Die Staatsmänner, die Europa nach dem Krieg wieder aufbauten, waren vielfach praktizierende Katho-

liken, darunter Konrad Adenauer in Deutschland, dessen Sohn Priester wurde, oder Robert Schuman in Frankreich. Die Flagge des Europarates hat zwölf Sterne. Eine inoffizielle Interpretation lautet, die Vorlage dafür sei ein Zitat aus der Offenbarung des Johannes 12,1, wo es heißt: „Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel. Eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone mit zwölf Sternen.“ Diesen Zusammenhang erklärte jedenfalls Arséne Heitz, vermutlich ein Mitgestalter der Flagge, in einem 2004 in der Zeitschrift „ Lourdes“ erschienenen Interview.

Den Wiederaufbau Österreichs gestalteten maßgeblich Julius Raab, Leopold Figl, Felix Hurdes und Leopold Kunschak mit, alle überzeugte und praktizierende Katholiken. Bundeskanzler Raab erzählte uns, dass er seine Gattin immer nach Mariazell zum Beten schickte, wenn er zu den heiklen Staatsvertragsverhandlungen nach Moskau fahren musste. Die Kirche war in allen öffentlichen Bereichen präsent und mitgestaltend.

1954 wurde ich in dieser machtvollen, begeisternden Kirche zum Priester geweiht. Übrigens wurden aus meiner Heimatpfarre St. Ulrich nach dem Krieg zehn Jugendliche ebenfalls Priester. Die Kirchen waren damals voll, die Jugend zog begeistert über die Straßen und sang Bekenntnislieder für Christus. In meiner naiven Frömmigkeit dachte ich, dass sich nun bald alle zur Kirche – und ich meinte natürlich die römisch-katholische – bekennen müssten.

Die Begeisterung für die Kirche ließ uns ihre Defizite übersehen

Das betraf vor allem die Erneuerung der Liturgie, die Ökumene, die Akzeptanz der neuen Methoden der Bibelexegese und eine Weiterentwicklung der so engen rigorosen Normenmoral.

Längst hatte uns Pius Parsch, ein Chorherr von Klosterneuburg, gemahnt, dass die Messe keine reine Priesterliturgie sei, sondern die Feier der Gemeinde. Als ich 1956 Zeremoniär bei Erzbischof König wurde, erlebte ich, dass im Stephansdom jeden Tag in der Früh die Priester einzeln an einem Seitenaltar in einer Nische die Messe „lasen“. Konzelebration gab es damals nicht. Am Land beteten die Leute während der Messe Rosenkranz, sodass ihnen Pius Parsch vorhielt: „Ihr sollt nicht *bei* der Messe beten, sondern *die* Messe beten.“ Die Messe sei keine „Priesterandacht“, sondern die Feier des Gottesvolkes, der ganzen Gemeinde. Das verlange eine „tätige Teilnahme“ der Gemeindemitglieder, aber auch eine Wortverkündigung in einer allen verständlichen Sprache. In der Kapelle zur hl. Gertrud in Klosterneuburg hat Pius Parsch das alles auch schon „ausprobiert“. Aber in Rom wurden diese Experimente sehr kritisch gesehen.

In der Ökumene war alles Gemeinsame verboten, öffentliche Diskussionen oder gar gemeinsame Gottesdienste. Obwohl es weltweit schon seit geraumer Zeit ökumenische Versammlungen gab, war die römisch-katholische Kirche dort nie vertreten. Es gibt ja nur die eine wahre Kirche, und das ist die römisch-katholische, meinte man.

Die Bibelwissenschaft war in unserer Kirche weit zurück. Durch päpstliche Erlässe aus der Zeit Pius' X. waren die moder-

nen Methoden der Bibelauslegung verboten. Die Bibelwissenschaft war uns auch nicht so wichtig, legten die Heiligen Schriften ohnehin das Lehramt und die Tradition aus. Auch bei der Messe war die Wortverkündigung nur „Vormesse“. Das Eigentliche begann bei der Opferung mit dem Höhepunkt der Wandlung, so sagte man.

Die Moraltheologie war rigoros und kasuistisch. Die Norm stand im Vordergrund, nicht der Mensch und sein Gewissen. So vieles war unter schwerer Sünde verboten. So war eine versäumte Sonntagsmesse schon eine schwere Sünde. Und im sechsten Gebot galten schon Blicke und „unkeusche“ Gedanken als solche.

Freilich hatte es damals innerkirchlich auch schon Bewegungen gegeben, die auf eine Erneuerung hinarbeiteten. Da gab es eine starke liturgische Bewegung, eine Bibelbewegung, eine wachsende ökumenische Zusammenarbeit. Und moralische Verpflichtungen wollte man eher aus der Schrift erheben als aus dürren Gesetzeswerken. Aber alle diese Bewegungen waren von Rom nicht anerkannt, sondern mussten Sanktionen fürchten.

Der „frühe“ Pius XII. setzt Zeichen der Erneuerung

Es waren zunächst drei Enzykliken, die neue Wege wiesen, wiewohl sie für das Leben der Kirche nur wenig bewirkten. Dennoch waren sie eine Vorbereitung für das Zweite Vatikanische Konzil, wo vieles aufgegriffen wurde und weitergedacht werden konnte.

Die Enzyklika *Mystici Corporis* vom 29. Juni 1943

Mitten im Krieg und unter dem die Kirche bedrohenden NS-Regime kam diese Enzyklika heraus. Sie war für viele und besonders auch für uns Jugendliche befreiend.

Anstelle einer bisher stark juristisch gesehenen Institution erschien uns die Kirche jetzt als Gemeinschaft, in der wir selbst Glieder sind. Sie ist der „Leib Christi“, dem wir „einverleibt“ sind, und Christus ist das Haupt der Kirche. Es gibt nicht nur Ämter, sondern auch Charismen. Der Wert der Eucharistie wurde uns tiefer erschlossen. Sie ist das lebendige und wunderbare Bild der Einheit der Kirche. Gerade unter den „traurigen Verhältnissen, unter denen wir gegenwärtig leiden“ – so aktuell formulierte die Enzyklika –, „kann ohne Zweifel das heilige Gastmahl, das nicht ohne göttliche Fügung in unserer Zeit von Kindheit auf wieder häufiger empfangen wird, die Quelle jener Seelenstärke werden, die nicht selten in der Christenheit auch Helden zu erwecken und zu erhalten vermag.“

So gesehen hat *Mystici Corporis* eine große Wende in der Lehre von der Kirche eingeleitet. All das hat uns begeistert und erneut stolz auf diese Kirche gemacht.

Aber wer gehört zu dieser Kirche, zu diesem einen, ungeteilten Leib Christi? Die Frage stellten wir uns damals nicht, und doch muss die Enzyklika gerade auch nach ihren Aussagen dazu beurteilt werden. Die wahre Kirche Christi ist ihrem Wesen nach, so die Enzyklika, „die heilige, katholische, apostolische, römische Kirche“. Was sind dann die anderen Christen außerhalb der römisch-katholischen Kirche? Der Papst wird noch deutlicher. Er lädt sie „mit liebendem Herzen“ ein, „den inneren Antrieben der göttlichen Gnade freiwillig und freudig zu entsprechen und sich aus einer Lage zu befreien, in der sie des

eigenen ewigen Heiles nicht sicher sein können. Denn mögen sie auch aus einem unbewussten Sehnen schon in einer Beziehung stehen zum mystischen Leib des Erlösers, so entbehren sie doch so vieler wirksamer göttlicher Gaben und Hilfen, deren man sich nur in der katholischen Kirche erfreuen kann.“ Also außerhalb der römisch-katholischen Kirche kein Heil?

Joseph Ratzinger hat sich in seinen Entwürfen zur Ekklesio-
logie¹ gerade mit dieser Aussage der Enzyklika ausführlich auseinandergesetzt. Er spricht von der mehrfachen Kritik an der rigorosen Gleichsetzung von „*corpus Christi mysticum*“ mit römisch-katholischer Kirche und davon, dass beim Konzil gerade die ökumenisch gesinnten Bischöfe große Schwierigkeiten damit hatten. In der dogmatischen Konstitution über die Kirche heißt es nach eingehender Debatte dann auch: „Die einzige Kirche Christi ist *verwirklicht* (*subsistit* statt *est*) in der katholischen Kirche.“² Und ergänzend sagten die Konzilsväter: „Das schließt nicht aus, dass außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen.“

Pius XII. hat meine Liebe zur Kirche durch die Enzyklika *Mystici Corporis* gestärkt. Ökumene hat er mich aber nicht gelehrt. Die lernte ich erst von seinem Nachfolger und durch das Konzil.

Die Enzyklika *Mediator Dei* vom 20. November 1947

Die kirchenfeindlichen Aktivitäten der NS-Diktatur kamen erstaunlicherweise der liturgischen Erneuerung „zu Hilfe“. Da alle kirchlichen Jugendverbände aufgelöst worden waren und kirchliche Jugendarbeit in der Freizeit untersagt war, trafen wir uns in den Pfarren jetzt hauptsächlich zu Jugendmessen. Die Liturgie

musste die ganze Seelsorge tragen. Viele Diözesen in Deutschland drängten deshalb, bei den sakramentalen Feiern die Muttersprache verwenden zu dürfen.³ Tatsächlich stellte Pius XII. schon 1942 in einem Brief an die beiden deutschen Liturgiebischofe Albert Stohr von Mainz und Simon Konrad Landersdorfer von Passau die Verwendung der Muttersprache bei der Sakramentspendung und in der Feier der Eucharistie in Aussicht. Gleichzeitig berief der Papst eine Arbeitsgruppe ein, die Vorarbeiten für eine generelle Liturgiereform ausarbeiten sollte.⁴

Im November 1947 veröffentlichte Pius XII. dann die Enzyklika *Mediator Dei*. Giovanni Battista Montini, der spätere Papst Paul VI., damals Erzbischof von Mailand, nannte sie eine „Magna Charta der liturgischen Erneuerung der Kirche“. Sie war weitgehend im Sinne der liturgischen Bewegung. Dem Bild von *Mystici Corporis* entsprechend wird Liturgie als gemeinsames Handeln des einen Hohenpriesters Christus, des Hauptes, gemeinsam mit den Gliedern dieses Leibes verstanden. Das fordert die tätige und persönliche Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst. Die Enzyklika geht auf das liturgische Jahr und die Heiligenfeste ein und gibt eine Begründung für die eucharistische Anbetung. Insgesamt will sie die Seelsorge aus dem Geist der Liturgie fördern.

Die Enzyklika fand weltweit große Zustimmung. Das führte wohl auch dazu, dass unter den Themen, die am Konzil behandelt werden sollten, Liturgie an vorderster Stelle stand. Und die Konzilskonstitution *Sacrosanctum Concilium* ist weitgehend vom Geist dieser Enzyklika geprägt.

Pius XII. setzte in den 1950er-Jahren dann noch konkrete Schritte der Liturgieerneuerung: 1951 wurde die Ostervigil, die ich noch als Ministrant unverständlicherweise schon am Kar-

samstag in der Früh mitfeiern musste, in die Osternacht verlegt, und im Jahr 1955 wurde die ganze „heilige Woche“ neu geordnet. Damit wurde die Osterliturgie auf ihre ursprüngliche Form zurückgeführt.

Die Enzyklika *Divino afflante Spiritu* vom 30. September 1943

Schon vier Jahre vor der Liturgieenzyklika hatte der Papst die Bahn freigegeben für eine moderne Bibelexegese. Die katholischen Bibelwissenschaftler waren in ihrer Forschungsarbeit weitgehend durch die einengenden Erlässe behindert, welche die Bibelkommission in den Jahren 1906, 1908 und 1909 unter päpstlicher Zustimmung (Pius X.) erlassen hatte. Jetzt aber wurden die neuen Methoden der Bibelauslegung, die bei den evangelischen Exegeten längst üblich waren, erlaubt, ja sogar verpflichtend gemacht. Genannt wurden die Unterscheidung der literarischen Gattungen der einzelnen Schriften, die Erhebung des Literalsinnes, die Berücksichtigung der umweltbedingten Denk-, Sprach- und Erzählungsformen, die Verfasserfrage, die Anwendung der historisch-kritischen Methode bei der Auslegung, die Erarbeitung einer aus der Gesamtschau der Bibel kommenden Theologie. Hans Küng meint dazu, die Enzyklika sei wesentlich vom Rektor des Bibelinstitutes, P. Augustin Bea SJ, inspiriert worden.⁵

In meinem Theologiestudium wurde diese Enzyklika zwar erwähnt, aber Konsequenzen für die Exegese habe ich keine erlebt. Als ich von 1949 bis 1954 an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität in Wien studierte, hörte ich bloß eine langweilige Wortexegese, angereichert durch einige Realien, aber nichts mit einem bibeltheologischen Tiefgang. Dabei

rühmte sich unser Professor für Neues Testament, er habe in Berlin auch bei evangelischen Exegeten Vorlesungen gehört. Haben vielleicht konservative Kreise manchen Professoren Angst gemacht und so einen Fortschritt in der Exegese verhindert? Unter welchem Einfluss stand der Papst?

Die zweite Hälfte des Pontifikates zeigt einen veränderten Papst

Das Pontifikat Pius' XII. war zweigeteilt. In der ersten Hälfte gab er selbst Anstöße zur Erneuerung der Kirche, wie die drei eben dargelegten Enzykliken zeigen. Abgesehen von der Weiterführung der Liturgieerneuerung zeigten sich aber ab 1950 mit der Enzyklika *Humani generis* wieder restaurative Tendenzen.

Die Enzyklika *Humani generis* vom 12. August 1950

Humani generis wandte sich gegen „einige Auffassungen, welche die Grundlagen der katholischen Lehre auszuhöhlen drohen“, wie es wörtlich hieß. Disziplinaire Maßnahmen vor der Enzyklika zeigten, gegen welche Personen und welche Theologie sie gerichtet war. Henri de Lubac wurde in Lyon als Theologieprofessor abgesetzt. Auch gegen Jean Daniélou wurde vorgegangen. Zusammen mit Yves Congar waren sie Vertreter der sogenannten *Nouvelle Théologie*, die nach dem Zweiten Weltkrieg im französischen Raum die durch die Antimodernismuskampagne seit Pius X. stark eingeengte Theologie wieder zur freien Entfaltung bringen wollte. Die Enzyklika wandte sich nicht nur gegen neuere Strömungen in der Theologie, sondern auch in der Philosophie. Als Gegengewicht wurde die Bedeutung des päpstlichen

Lehramtes betont. Vor einer Relativierung der Scholastik wurde gewarnt, wobei man aber die Neuscholastik meinte, die nun die einzige erlaubte Theologie war. Damit wurde aber die intellektuelle Kraft aus dem Thomismus genommen. Ich glaube, das meinte Papst Franziskus, wenn er in seinem Interview mit dem Jesuiten Antonio Spadaro am 19. August 2013 sagte: „Die Kirche hat Zeiten der Genialität gehabt – etwa die Zeit des Thomismus. Aber sie erlebte auch Zeiten der Dekadenz des Denkens. So dürfen wir zum Beispiel nicht die Genialität der thomistischen Theologie mit dem dekadenten Thomismus verwechseln.“⁶ Und er bedauert, dass er Philosophie aus den Handbüchern des dekadenten Thomismus studieren musste. Obwohl ich sechs Jahre älter bin als Franziskus, habe ich wohl aus denselben Handbüchern studiert. Es war eine Theologie, die kaum mein Interesse weckte. Später habe ich aber Gott sei Dank noch zweimal neu Theologie studiert: einmal im Hinblick auf mein theologisches Doktorat mit einem biblischen Thema und dann durch die Texte des Konzils, die ich schriftlich und mündlich unermüdlich zu erklären versuchte.

Die nachhaltig negative Auswirkung von *Humani generis*

Zunächst hat diese Enzyklika die Forschung und damit den Fortschritt in der Theologie gewaltsam gehemmt. Sie hat selbst die Öffnung zu moderner Bibelwissenschaft, wie sie 1943 *Divino afflante Spiritu* ermöglicht hatte, wieder zurückgenommen. Mit der Einengung auf die Neuscholastik hat die Kirche die Möglichkeit verloren, Verkündigung und theologischen Dialog in einer Sprache zu vollziehen, wie sie eine sich rasch entwickelnde Gesellschaft gebraucht hätte.

Zum anderen weiteten sich die Sanktionen gegen selbstständig denkende Theologen aus. Lehrtätigkeit und Publikation wurden ihnen oft rigoros verboten. Das reichte bis zum Anfang des Konzils. Als Kardinal König 1962 P. Karl Rahner SJ bat, ihn als theologischen Berater zu begleiten, lehnte dieser zunächst ab, weil er gerade eine Voruntersuchung bei der Glaubenskongregation laufen hatte. König bestand aber darauf und sagte einmal privat: „Ich habe darüber auch mit Papst Johannes XXIII. gesprochen.“ Dass dann beim Konzil die vormals zensurierten Theologen, besonders jene aus Deutschland, Holland und Frankreich, eine so entscheidende Rolle bei der Überarbeitung der zunächst konservativ entworfenen Dokumente spielten, haben wir Johannes XXIII. und dem Mut vieler Bischöfe zu verdanken.

Wie eine späte Wiedergutmachung sahen wir es dann an, dass Paul VI. am 28. April 1968 Jean Daniélou zum Kardinal ernannte und Johannes Paul II. am 26. November 1994 Yves Congar. Allerdings war dieser damals schon 90 Jahre alt.

Pius XII. in seinem Verhältnis zu Österreich

Was die Beziehung von Papst Pius XII. zu Österreich betrifft, sind mir zwei Ereignisse besonders lebendig in Erinnerung geblieben: die Ernennung von Franz Jachym zum Erzbischof-Koadjutor und die Verhandlungen über die Anerkennung des Konkordates von 1934.

Die Causa Jachym

Am 20. Jänner 1950 wurde Franz Jachym, unser Professor für Moraltheologie an der katholisch-theologischen Fakultät der

Universität Wien, zum Titularerzbischof von Maronea und zum persönlichen Koadjutor von Kardinal Theodor Innitzer ernannt. Wir Studenten drängten uns an diesem Tag in den Hörsaal, wo er Vorlesung hatte, um den neuen Bischof zu sehen. Innitzer war über die Ernennung gekränkt. Er war zwar schon 80 Jahre alt (eine Altersbegrenzung bzw. eine Verpflichtung zum Rücktritt gab es damals im Kirchenrecht noch nicht), fühlte sich aber körperlich wohl und war gerne Bischof von Wien. Noch dazu war Jachym sieben Jahre lang sein Zeremoniär gewesen. In Rom war Innitzer aber nicht gut angeschrieben. Man hatte ihm sein „Heil Hitler“ von 1938 noch immer nicht verziehen. Nun sollte Jachym als sein Koadjutor mit so vielen Vollmachten ausgestattet werden, dass Innitzer Wichtiges nicht mehr allein entscheiden konnte. Nach dem damaligen Kirchenrecht traten die Vollmachten mit der Ernennung sofort in Kraft und nicht, wie heute, erst bei der Weihe.

Diese sollte am 23. April 1950 stattfinden. Ich war damals Alumne im Wiener Priesterseminar und natürlich sehr neugierig auf die Weihe im Dom. Das Unterrichtsministerium wollte einen Lehrfilm über die Bischofsweihe drehen, weshalb man – wie damals üblich – riesige Scheinwerfer installierte, die den Dom grell ausleuchteten. Nach der Verlesung der Ernennungsbulle erklärte Jachym – zuerst auf Latein, dann auf Deutsch –, er fühle sich „für das hohe Bischofsamt nicht genug geeignet“, bitte, zurücktreten zu dürfen, und forderte Kardinal Innitzer auf, die Messe mit dem Allelujavers fortzusetzen.⁷ Er selbst verließ den Dom durch einen der Seiteneingänge, wo schon ein von ihm bestelltes Auto wartete. Er fuhr in seine Wohnung bei den Barmherzigen Schwestern im 6. Bezirk und setzte die Messe dort allein fort. Im Dom herrschte helle Aufregung. Die Filmleute drehten ihre